

Um ein Wort!

Originalroman von Josephine Schab-
schädel.

(14. Fortsetzung und Schluss.)

Sibylle hatte zuletzt in energischem Tone gesprochen und Eva, die mit wachsendem Jubel den Worten der Schwester gelauscht hatte, schloß plötzlich erbleichend die Augen: Das allzu grelle Licht, das sich plötzlich über die Nacht ihres Lebensweges ergoß, hatte sie geblendet.

Sibylle schrieb angstvoll auf und umschlang Eva mit beiden Armen. Da schlug diese schon wieder die Augen auf. Tränen riefelten über ihre Wangen.

„So ist es wahr, Sibylle, wirklich und gewiß wahr, ich habe nicht dein Lebensglück auf dem Gewissen, ich habe dich nicht in deine Ehe gedrängt!“

„Kind, Kind, wie kannst du so töricht fragen! Und wenn es so wäre, müßte ich dir nicht dankbar sein? An Hannekes Seite wäre ich zugrunde gegangen, niemals hätte ich in dem Sumpf leben können, in dem er sich wohl fühlt. So aber bin ich glücklich geworden, wunschlos glücklich. Und wenn ich nun dich noch sicher geboren weiß an der Seite des Mannes, den du liebst, dann...“

Sie konnte nicht weiterprechen. Eva hatte ihre Hand auf der Schwester Lippen gepreßt. Noch heftiger floßen ihre Tränen.

„Das ist vorbei, Sibylle, vorbei für immer. Niemals wird Eberhard mir vergehen, und dann...“ sie wurde wieder unruhig und blickte an Sibylle vorüber, dann ist da noch etwas anderes. Deine Worte haben eine schwere Last von meiner Seele genommen, aber ändern können sie nichts an meinem Leben, an meiner Zukunft.“

Das Gesicht an Sibylles Schultern geboren, sprach sie weiter, erzählte von dem Wiedersehen mit Fritz Kessel im Hause der Verwandten, von ihrer heimlichen Verlobung, wie Fritz ihr geschworen, daß sie die einzige sei, die ihn halten und retten konnte, und daß er nun den Beweis dafür erbracht habe durch das Wort, das er inzwischen gesprochen und dessen Vollendung er ihr eben durch diesen Brief antwortete.

Sibylle lächelte unwillkürlich bitter. „Worte, Ewden, nichts als Worte! Daselbe hat er mir hundertmal gesagt und doch nie eine Kränze gefunden, sich zu erheben.“

„Aber diesmal — der Brief —“ Eva haemmelte es zögernd und in Bangen zurück.

Sibylle nahm den Brief vom Tisch und wollte ihn Eva reichen, aber diese wehrte ängstlich ab. „Ehe ich dir das gebe, gib mir zuerst!“

Und Sibylle las. Zornesglut und dennoch ihre Befriedigung flammten in ihren sanften Augen auf. Einen Moment zögerte sie und überlegte, ob sie Eva das Lesen des Briefes nicht ersparen sollte. Dann aber hielt sie es doch für besser, ihn ihr zu geben, um sie erkennen zu lassen, wer der Mann war, dem sie sich hatte retten wollen.

Halb erschrocken, halb entsetzt starrte Eva auf die wenigen Zeilen, deren unregelmäßiger, unruhiger Schrift man die Verfassung ansah, in der sich der Schreiber befand.

„Liebe Eva, süßeste, holdste Jungfrau!“

Es ist nichts, mein Kind, gib mich auf! Der Rettungsversuch ist mißglückt, aber das Leben ist auch so schön, das wirst du auch einst erfahren. Laß dir von Frau Alice erzählen, wie lustig das Leben hier ist. Unsere Seelen sind immer noch in schöner Freundschaft vereint. Wir erfinden neue, hübsche Gewänder, schweben in unbeschriebenen Farbenrausch, und wenn Frau Alice nach Hause kommt, wird sie auf's neue ihr Heim umfassen nach meinen Inspirationen.

Diesmal habe ich bei dem, was ich dir gerate, Rücksichten auf dich genommen, du habes, rothdickes Weltwunder, und wenn wir uns in Thüringen wiedersehen, wirst du glücken und leuchten in einem Farbenmeer dem bewundernden Blick.

Aber das eine laß dir vergehen, Ewden: mich rettet die reine Jungfrau nicht mehr, und ob du auch ergriffen in tugendhafter Entrückung und deine schönen Augen vielleicht: ein paar Tränen über den armen Sünder vergießen, du wirst mich vergessen, wirst irgendeinen brauen Philister heiraten, wie andere es vor dir getan. — Apropos, wie geht es Frau Sibylle? Sie wenigstens wird wohl ungeleitete Freude haben, das reine Vöndchen aus meinen Fingern getrett zu sehen. So habe ich dir wenigstens einmal im Leben ungeleitete Freude bereitet.

Der arme Heinrich gen. Fritz Kessel.“

Und Eva vergoß wirklich Tränen, Tränen aufrichtigen Mitgeföhls und Dankes.

„Ehe ich es doch um ihn, Sibylle. Wenn du das Gröbmal auf Inges Grab geben könntest!“

Sibylle nickte ernst und schweigend. Auch sie empfand keinen Haß

gegen den Mann, der einst ihre Zukunft zerstört, der Eva stummer bedrückt hatte und der sie zuletzt noch beide mit Hohn und Spott überschüttete. Sie konnte ihn nur bedauern. Gerichtet hatte er sich selbst.

Aber froh war sie, unanschuldigt froh, nun endlich den Schlüssel für Ewas sonderbares Benehmen gefunden zu haben.

Sinnend blickte sie auf das junge Mädchen nieder, dessen Gesicht zwar noch schmal und blaß von der Krankheit, einen Ausdruck der Erleichterung zeigte, aber keine Freude verriet.

Dafür aber zuckte und leuchtete es in Sibylles Augen. Allerhand Gedanken und Pläne gingen ihr durch den Kopf. Jetzt würde sie Ewas Gesicht in ihre Hand nehmen, und sie hätte das sichere Vertrauen, daß alles, alles dann noch gut werden würde.

Beruhigt ließ sie Eva leise allein. Den Brief Kessels aber nahm sie mit sich. Damit sollte Eva sich nicht weiter quälen.

Nun die schwere Last von Ewas Seele genommen war, fühlte sie sich unendlich erleichtert, aber eine Empfindung stiller Wehmut beherzichte sie und ließ auch jetzt den alten frohen Jugendübermut nicht wiederkehren. Trotzdem war sie eine andere geworden: liebevoll und freundlich gegen alle, namentlich gegen die kleine Winde, die sich jetzt eng an Eva angeschlossen und sie fast ebenso liebte wie Sibylle. Stundenlang sah das Kind bei Eva, plauderte und suchte das junge Mädchen aufzuklären.

Und wie sie ja auch jetzt überall im Wege, denn Sibylle hatte alle Hände voll zu tun mit ihren Weisheitsvorbereitungen. Das sollte ein frohes Fest werden! Auch Heng würde aus Berlin kommen. Die junge Frau ging umher mit strahlendem Lächeln und geheimnisvoll leuchtenden Augen.

Im Grunde war Eva enttäuscht, daß Sibylle nach der zwischen ihnen stattgefundenen Aussprache mit keinem Wort wieder auf die Angelegenheit zurückkam. Jetzt wäre sie doch so gern bereit gewesen, mit Sibylle zu plaudern, ihr die geheimsten Bewegungen ihrer Seele anzuvertrauen. Es wäre ihr ein Trost gewesen, wenigstens von Eberhard sprechen zu können. Aber Sibylle wußte ihr aus. Sie schügte die viele Arbeit vor, die sie hinderte, sich der Schwester besonders zu widmen.

Nun war es drei Tage vor dem Fest.

Eva und Hanneken saßen in der ersten Zimmer am Fenster. Hanneken hatte ihre Handarbeiten, die sie unter Sibylles Anleitung angefertigt, beendet. Eva aber, welche die ganze vorübergehende Zeit ungenutzt hätte vorübergehen lassen, sah und arbeitete fieberhaft, um wenigstens auch ihrerseits ein paar kleine Geschenke für Schwager und Schwägerin bereiten zu können. Auch Daniel Franz sollte eine Kleinigkeit erhalten, und diese Arbeit lenkte Ewas Gedanken immer wieder in vergangene Tage zurück, zu dem vorjährigen Weihnachtsfest. Wie schön war es gewesen, trotz der Trauer um Inge, denn da war Eberhard gekommen, sie hatte ihn sehen und sprechen können, und jetzt!

Rangsam wollten ein paar Tränen über Ewas Wangen. Hoffig wuschte sie dieselben fort. Wie gut, daß Hanneken sie nicht sehen konnte, das Kind war vollkommen harmlos, so froh erregt und so heiter. Ihr munteres Gepolde lenkte Ewas Gedanken endlich wieder in die Gegenwart. „Du freust dich wohl sehr auf Weihnachten, Hanneken?“ fragte sie freundlich.

Das Kind nickte und presste die Hände fest zusammen. „Ganz schrecklich freue ich mich. Denk' doch nur, Eva, alle die schönen Sachen und der große wunderbare Weihnachtsbaum! Davon kann ich sogar einen Schimmer sehen, wenn er so recht hell strahlt, und Mamaschen steht so viele Kerzen auf. Und Papa geht an den Weihnachtsstagen so weinend fort, da ist es dann so lustig, so warm und gemütlich hier.“

Ihr feines Gesichtchen strahlte, und die Wangen hatten sich rosig gefärbt. „Echon jetzt ist alles so schön,“ plauderte sie munter weiter. „Heute vormittag haben Mama und Anne Kuchen gebacken. Man riecht es noch im ganzen Hause. Soll ich einmal die Tür öffnen?“

Jetzt mußte Eva lächeln über den kindlichen Eifer Hannekens, die sich bereits erhoben hatte. Aber sie zog das Kind auf seinen Stuhl nieder. „Nein, nein, laß nur, Hanneken. Wie frisch gebackene Kuchen riecht, weiß ich. Erzähle mir lieber noch etwas.“

Hanneken nickte. Keinen Augenblick wich das glückliche Lächeln von ihren Lippen. „Du schön ist es doch hier zu Hause! Schöner kann es doch nirgends auf der Welt sein. Findest du das nicht auch, Eva?“

Sie wartete Ewas Antwort nicht ab, sonst wäre sie wohl auch enttäuscht gewesen über den zitternden Besucher, der sich über Ewas Lippen drängte. Freudig erregt sprach sie weiter: „Und heute kommt schon Daniel Heng. Dann wird es erst lustig werden.“

„Du hast Daniel Heng wohl sehr lieb?“ fragte Eva.

Hanneken war fast entrückt. „Wie sollte ich ihn denn nicht lieben! Er macht immer soviel Spaß und ist so lustig und so gut zu mir.“ Sie schloß einen Augenblick, ihr Gesichtchen nahm einen ernstlichen, nachdenklichen Ausdruck an. „Warum sind nur alle Menschen so gut zu mir? — Du auch, Eva. Nur im Anfang, da hast du dich nicht um mich gekümmert. Aber da warst du ja auch krank. Mamaschen sagt, daß du nun wieder ganz gesund bist, und nun bist du ja auch gut wie alle die anderen, wie Papa und Mama und Daniel Heng...“

Es war dunkel geworden. Eva antwortete nicht, sondern stand auf, um Licht anzuzünden. Nun zog sie die Vorhänge zu und sagte: „Komm, Hanneken, wir wollen uns jetzt an den Tisch setzen, am Fenster ist es dunkel.“

Das Kind lachte. „Du tomsich ist das, wenn es auf einmal dunkel sein soll, und ich merke nichts davon.“ Aber sie stand geboriam auf und folgte Eva. Da horchte sie plötzlich empor. Ein heller Freudenstern ergoß sich über ihr Gesicht, und die lichtlosen Augen auf die Tür gerichtet, horchte sie gespannt hin aus.

„Da sind sie, Eva, da ist Daniel Heng. Papa hat ihn mitgebracht, hörst du?“

Ihre Erregung teilte sich nun auch Eva mit. Solange schon, aber ein Jahr, hatte sie den Bruder nicht gesehen. Eine warme Freude stieg in ihr auf, denn jetzt vernahm auch sie deutlich die Schritte da unten und das Klirren des Stiefels.

„Komm, Hanneken, wir wollen hinuntergehen,“ sagte sie und legte ihren Arm um die schmalen Schultern des Kindes.

Da kamen einige Schritte die Treppe herauf, und in der Tür beugte immer Sibylle. Deren Augen strahlten, und auf dem Grunde derselben schimmerte es feucht.

„Echon, mein liebes, liebes Ewden,“ sagte sie mit zitternder Stimme und umarmte die Schwester innig.

Eva war ein wenig verdußt, und sah die Schwester fragend an. „Heng ist gekommen?“ fragte sie unsicher.

Sibylle nickte, ein geheimnisvolles Lächeln um die feinen Lippen. Nun löste sie Ewas Arm von Hannekens Schulter. „Geß nur immer voraus, Eva, ich führe Hanneken schon hinunter.“

Noch einen Moment zögerte Eva, von einer seltsamen Unruhe ergriffen. Dann aber hörte sie Heng's liebe, lustige Stimme von unten heraufschallen, und sie stieg die Treppe hinauf, gerade in die Arme des Bruders, der noch in dem dämmerigen Halbdunkel des Flures stand.

Er küßte sie herzhaf, und schob sie dann ein wenig von sich. „Nicht so hümmlich, Mädel, verschende nicht deine ganze Liebe an meine unwürdige Person. Da ist noch jemand, der auch sein Teil davon haben möchte.“

Er trat einen Schritt beiseite und schob Eva vorwärts.

Noch eine zweite Gestalt, groß, stattlich und dreifüßig, trat aus dem Dunkel hervor. Eva sah in ein gebräuntes, tief erregtes Männergesicht, dessen blaue Augen zärtlich auf sie niederblinnten. Zwei Arme streckten sich ihr entgegen.

„Echon, mein kleines, liebes Ewden!“

Wie bezaubert blieb sie stehen und fuhr sich mit der zitternden Hand über die Augen. Träume sie denn? Eberhard! Das war ja Eberhard — er war gekommen, trotz allem! Er hatte ihr vergeben, oder...

Sie konnte nicht weiterdenken, denn der Oberförster hatte sie in seine Arme gezogen.

Da barg sie aufschreckend ihr Gesicht an seiner Brust. Sprechen konnte sie nicht, nicht sprechen und nicht denken. Aber das war auch überflüssig. Aus seinen Worten hörte sie alles, was sie wissen mußte, um wirklich an ihr Glück, ihr übergroßes Glück, glauben zu können.

„Mein Ewden, mein kleiner Trost, nun doch mein, für immer!“

„O Eberhard!“ Eva flüsterte es beheimlich. Eine Welt von demütiger Hingabe lag in diesem einen Wort. Da küßte er sie heiß und innig, und seine Stimme klang ernst, als er fortfuhr: „Ich weiß alles, Ewden, alles; weiß, daß ein einziges Wort aus törichtem Mädchenmund fast das Glück zweier Menschen für immer vernichtet hätte, unser Glück.“

„Und du bist mir nicht böse, zürnst mir nicht?“ fragte sie zaghaft, noch immer zitternd in Furcht und Freude.

Medanisch waren sie in das Zimmer getreten, dessen Tür Heng ihnen geöffnet hatte. Dann war er verschwunden. Wahrscheinlich weil er oben bei Sibylle und Hanneken, um ihnen die glücklich gelungene Liebesaufgabe zu melden.

„Wie sollte ich dir zürnen, Ewden, liebst! Zärtlich und kindlich war das, was du damals zu den einhigen Verlobten Sibylles hast, aber daß du es gutmadest weißt, aber daß du es gutmadest weißt, aber daß du es gutmadest weißt, aber daß du es gutmadest weißt.“

Medanisch waren sie in das Zimmer getreten, dessen Tür Heng ihnen geöffnet hatte. Dann war er verschwunden. Wahrscheinlich weil er oben bei Sibylle und Hanneken, um ihnen die glücklich gelungene Liebesaufgabe zu melden.

„Wie sollte ich dir zürnen, Ewden, liebst! Zärtlich und kindlich war das, was du damals zu den einhigen Verlobten Sibylles hast, aber daß du es gutmadest weißt, aber daß du es gutmadest weißt, aber daß du es gutmadest weißt.“

„Wie sollte ich dir zürnen, Ewden, liebst! Zärtlich und kindlich war das, was du damals zu den einhigen Verlobten Sibylles hast, aber daß du es gutmadest weißt, aber daß du es gutmadest weißt, aber daß du es gutmadest weißt.“

„Wie sollte ich dir zürnen, Ewden, liebst! Zärtlich und kindlich war das, was du damals zu den einhigen Verlobten Sibylles hast, aber daß du es gutmadest weißt, aber daß du es gutmadest weißt, aber daß du es gutmadest weißt.“

„Kehere Gewäre für das Glück der Zukunft. Wenn du schon dem ungeliebten Manne solches Opfer bringen wolltest, um ihn zu entschädigen, wieviel mehr habe ich Ursache, auf dich und deine Liebe zu bauen.“

Eva sah ihn unter Tränen lächelnd an. „Mein Leben gäbe ich hin für dein Glück. Und ich hätte es gegeben, ich wäre gestorben ohne dich und deine Liebe.“

Da drohte er ihr lächelnd: „Nicht so große Worte, Ewden! Man sitzt nicht so leicht daran. Aber traurig und einsam wäre auch ich geblieben. Und die uns dort diesem Schicksal bewahrt hat, ist Sibylle. Darum wollen wir jetzt auch zu ihr gehen, um ihr zu danken...“

„Ehe ich es recht gemacht, Ewden, als ich ihm alles schrieb!“ fragte Sibylle, als Eva ihr ein paar Minuten später glückstrahlend um den Hals fiel.

Da erfuhr Eva erst, wie alles gegangen, daß Sibylle gleich nach dem Eintreffen von Kessels Brief Eberhard alles mitgeteilt hatte. Von da an waren sie im Briefwechsel geblieben, und von Sibylle war auch der Plan ausgegangen, daß Eberhard zuerst nach Berlin reisen und sich dort mit Heng bekannt machen sollte, ehe sie gemeinsam hierherkämen.

„Und so lange hast du geschwiegen und mich in der Qual und Ungewißheit gelassen,“ sagte Eva schmelzend.

Da lachte Sibylle. „Strafe muß sein, Ewden. Denke daran, wie lange du mich hast appellen lassen.“

Hannekens Erwartungen aber wurden nicht getäuscht. Ein frohes Weihnachtsfest hatten die Wände des alten Doktorhauses wohl noch nicht gesehen. Heller Jubel herrschte, und als Eberhard, den alle schnell liebgewonnen, sich am ersten Feiertag zeigte, um zu spielen und zu singen, da war es Eva, die ihn an das einst so verhaßte Bild erinnerte: „Rotbaorig ist mein Schatzgeld.“ Ja, sie wollte sein rotbaoriges Schatzgeld sein und heißen. Rot und Grün vertrauen sich jetzt, nun wußte sie es ganz genau!

Und am zweiten Feiertag kam ein Glückswort von Daniel Franz. Der alte Herr war froh und zufrieden über die Verlobung. Von ganzem Herzen bog er, als Vorwunder, seine Zustimmung.

„Nun dürft ihr schon meinewegen nicht lange mehr mit der Hochzeit warten, damit ich wieder ein Heim habe, ein gemütliches Heim, wo ich mich wohl fühle,“ schrieb er, und ganz zulezt, flüchtig hingetrigelt: „Alice und meine Frau sind in diesem Jahre nicht einmal zu Weihnachten nach Hause gekommen. Ernst ist nach Berlin gefahren, um dort das Fest mit ihnen zu verbringen.“

Das sagte alles. Tränen des Mitgeföhls standen in Ewas Augen, und sie schlang die Arme um Eberhards Hals. „Der arme Daniel! Aber er soll wirklich eine Heimat bei uns finden, nicht wahr?“

„Natürlich, und darum müssen wir auch seinen Wunsch erfüllen. Was meinst du, Ewden, wenn wir zu Beginn des Frühjahrs unsere Hochzeit feiern und, anstatt eine Hochzeitsreise zu machen, uns in das alte Forsthaus vergrübeln?“

„Ach ja!“ jubelte Eva und sprach dann erlösend ab. „Das liebe Forsthaus, und gerade zum Frühling, wie wunderbar muß es dann dort sein! Aber nur des Daniels wegen,“ sagte sie schalkhaft hinzu.

Und Eberhard nickte mit erzwungenem Ernst: „Nur des Daniels wegen!“

Wetter Fritz.

Stimme von Mary Kay.

Den Wetter Fritz nahm die Familie nie recht ernst. Daran war eigentlich nur Tante Minchen schuld, aber diesen, ihren Einzigen, seit dem frühen Tode ihres Mannes, unablöslich mochte. Man kennt sie nicht anders, als: ein Fritz sich forgend, nun ihm und seinen vermeintlichen Leiden die Mittel unterhalten. Diese Mittel wußte beschränkt sich zum Glück hauptsächlich auf den engen oder weiten Familienkreis. Und der nahm Tante Minchen und den „armen Fritz“ hin, wie sie nun einmal waren.

Die Brüder und Weibern zumal hatten niemals daran gedacht, mit Fritz irgendwelche Familienangelegenheiten bis in die tiefsten Tiefen ihrer tapferen Knabenseelen hinein noch von damals her, als dieser — dieser — es gab gar keinen Ausdruck für solch wunderbares Benehmen — dieser Fritz alljährlich von seiner ängstlichen Mutter in die Schule gebracht und wieder abgeholt wurde. Und das alles in einem Alter, wo jeder richtige Junge weibliche Angehörige am liebsten verleugnet und es zum mindesten vermeidet, bei zufälligen Begegnungen Grüße mit ihnen auszutauschen. Solche „unwürdigen“ Vorgänge untergruben ein für allemal Fritzens Ansehen bei dem jüngeren Teil der Familie, und sogar die ältere Generation zeigte sich nicht ganz frei von diesem Vorurteil.

Tante Minchen genigte allerdings der Anteil noch nicht, den sie auf

diesem Wege an Fritzens Bildungsgang nahm: Am liebsten würde sie auch allen Schulfunden beiseitegehen haben, und mehr noch als diese löste sie die dazwischenliegenden Pausen Beschlüssen in ihr aus: „Jungen können sich raufen“ war ihre ständige Furcht, und mein Junge ist nicht wie die andern“ wies sie jeder etwaigen Einwand gegen ihre Beforgnis zurück. Wenn Tante Minchen nur der schrecklichen Möglichkeiten gedachte, daß ihrem Jungen etwas begeben könnten, so zog sich ihr rundes, rosiges Gesicht in tiefe Krummerfalten, mit denen es dann aus Haar einem verschumpelten Borsdorfer Hiesel glück, der das Frühjahr noch erlebt hatte.

Eigentlich konnte sich Tante Minchen solcher Sorgen entziehen: die mütterliche Angst und mehr noch ihre häßliche Begleitung, hatten so etwas wie einen Schutzwall um den Jungen aufgerichtet, den auch der rauflustigste Mitschüler nicht zu durchbrechen konnte. So nahm man den guten Fritz auch in der Schule nicht für voll, obwohl er als Musterknecht durch alle Klassen ging. Aber auch der Musterknecht vermochte in der Familie keine rechte Freude auszulösen; denn niemand wagte es, ihm selbst dem größten Rückschlag als Beispiel aufzuweisen. — Die Sonderstellung, die ihm seine Mutter aufgezogen, machte wiederum den Knaben nicht eben liebenswürdig. Da niemand ihn suchte, trug er eine hochmütige Ueberlegenheit zur Schau, die selbst von seinen Jahren abfiel. Kurz: Tante Minchen und Fritz konnte man alles eher, denn angenehme Familienmitglieder nennen. Wo es anging, suchte man sie zu umgehen. Niemand empfand nämlich das Bedürfnis, von Fritzens „Eigigen und allen früheren Krankheits zu hören, mit denen Tante Minchen jede gefällige Veranstaltung zu singen, da war es Eva, die ihn an das einst so verhaßte Bild erinnerte: „Rotbaorig ist mein Schatzgeld.“ Ja, sie wollte sein rotbaoriges Schatzgeld sein und heißen. Rot und Grün vertrauen sich jetzt, nun wußte sie es ganz genau!

„Nun dürft ihr schon meinewegen nicht lange mehr mit der Hochzeit warten, damit ich wieder ein Heim habe, ein gemütliches Heim, wo ich mich wohl fühle,“ schrieb er, und ganz zulezt, flüchtig hingetrigelt: „Alice und meine Frau sind in diesem Jahre nicht einmal zu Weihnachten nach Hause gekommen. Ernst ist nach Berlin gefahren, um dort das Fest mit ihnen zu verbringen.“

Das sagte alles. Tränen des Mitgeföhls standen in Ewas Augen, und sie schlang die Arme um Eberhards Hals. „Der arme Daniel! Aber er soll wirklich eine Heimat bei uns finden, nicht wahr?“

„Natürlich, und darum müssen wir auch seinen Wunsch erfüllen. Was meinst du, Ewden, wenn wir zu Beginn des Frühjahrs unsere Hochzeit feiern und, anstatt eine Hochzeitsreise zu machen, uns in das alte Forsthaus vergrübeln?“

„Ach ja!“ jubelte Eva und sprach dann erlösend ab. „Das liebe Forsthaus, und gerade zum Frühling, wie wunderbar muß es dann dort sein! Aber nur des Daniels wegen,“ sagte sie schalkhaft hinzu.

Und Eberhard nickte mit erzwungenem Ernst: „Nur des Daniels wegen!“

Den Wetter Fritz nahm die Familie nie recht ernst. Daran war eigentlich nur Tante Minchen schuld, aber diesen, ihren Einzigen, seit dem frühen Tode ihres Mannes, unablöslich mochte. Man kennt sie nicht anders, als: ein Fritz sich forgend, nun ihm und seinen vermeintlichen Leiden die Mittel unterhalten. Diese Mittel wußte beschränkt sich zum Glück hauptsächlich auf den engen oder weiten Familienkreis. Und der nahm Tante Minchen und den „armen Fritz“ hin, wie sie nun einmal waren.

Die Brüder und Weibern zumal hatten niemals daran gedacht, mit Fritz irgendwelche Familienangelegenheiten bis in die tiefsten Tiefen ihrer tapferen Knabenseelen hinein noch von damals her, als dieser — dieser — es gab gar keinen Ausdruck für solch wunderbares Benehmen — dieser Fritz alljährlich von seiner ängstlichen Mutter in die Schule gebracht und wieder abgeholt wurde. Und das alles in einem Alter, wo jeder richtige Junge weibliche Angehörige am liebsten verleugnet und es zum mindesten vermeidet, bei zufälligen Begegnungen Grüße mit ihnen auszutauschen. Solche „unwürdigen“ Vorgänge untergruben ein für allemal Fritzens Ansehen bei dem jüngeren Teil der Familie, und sogar die ältere Generation zeigte sich nicht ganz frei von diesem Vorurteil.

Tante Minchen genigte allerdings der Anteil noch nicht, den sie auf

diesem Wege an Fritzens Bildungsgang nahm: Am liebsten würde sie auch allen Schulfunden beiseitegehen haben, und mehr noch als diese löste sie die dazwischenliegenden Pausen Beschlüssen in ihr aus: „Jungen können sich raufen“ war ihre ständige Furcht, und mein Junge ist nicht wie die andern“ wies sie jeder etwaigen Einwand gegen ihre Beforgnis zurück. Wenn Tante Minchen nur der schrecklichen Möglichkeiten gedachte, daß ihrem Jungen etwas begeben könnten, so zog sich ihr rundes, rosiges Gesicht in tiefe Krummerfalten, mit denen es dann aus Haar einem verschumpelten Borsdorfer Hiesel glück, der das Frühjahr noch erlebt hatte.

Eigentlich konnte sich Tante Minchen solcher Sorgen entziehen: die mütterliche Angst und mehr noch ihre häßliche Begleitung, hatten so etwas wie einen Schutzwall um den Jungen aufgerichtet, den auch der rauflustigste Mitschüler nicht zu durchbrechen konnte. So nahm man den guten Fritz auch in der Schule nicht für voll, obwohl er als Musterknecht durch alle Klassen ging. Aber auch der Musterknecht vermochte in der Familie keine rechte Freude auszulösen; denn niemand wagte es, ihm selbst dem größten Rückschlag als Beispiel aufzuweisen. — Die Sonderstellung, die ihm seine Mutter aufgezogen, machte wiederum den Knaben nicht eben liebenswürdig. Da niemand ihn suchte, trug er eine hochmütige Ueberlegenheit zur Schau, die selbst von seinen Jahren abfiel. Kurz: Tante Minchen und Fritz konnte man alles eher, denn angenehme Familienmitglieder nennen. Wo es anging, suchte man sie zu umgehen. Niemand empfand nämlich das Bedürfnis, von Fritzens „Eigigen und allen früheren Krankheits zu hören, mit denen Tante Minchen jede gefällige Veranstaltung zu singen, da war es Eva, die ihn an das einst so verhaßte Bild erinnerte: „Rotbaorig ist mein Schatzgeld.“ Ja, sie wollte sein rotbaoriges Schatzgeld sein und heißen. Rot und Grün vertrauen sich jetzt, nun wußte sie es ganz genau!

Und am zweiten Feiertag kam ein Glückswort von Daniel Franz. Der alte Herr war froh und zufrieden über die Verlobung. Von ganzem Herzen bog er, als Vorwunder, seine Zustimmung.

„Nun dürft ihr schon meinewegen nicht lange mehr mit der Hochzeit warten, damit ich wieder ein Heim habe, ein gemütliches Heim, wo ich mich wohl fühle,“ schrieb er, und ganz zulezt, flüchtig hingetrigelt: „Alice und meine Frau sind in diesem Jahre nicht einmal zu Weihnachten nach Hause gekommen. Ernst ist nach Berlin gefahren, um dort das Fest mit ihnen zu verbringen.“

Das sagte alles. Tränen des Mitgeföhls standen in Ewas Augen, und sie schlang die Arme um Eberhards Hals. „Der arme Daniel! Aber er soll wirklich eine Heimat bei uns finden, nicht wahr?“

„Natürlich, und darum müssen wir auch seinen Wunsch erfüllen. Was meinst du, Ewden, wenn wir zu Beginn des Frühjahrs unsere Hochzeit feiern und, anstatt eine Hochzeitsreise zu machen, uns in das alte Forsthaus vergrübeln?“

„Ach ja!“ jubelte Eva und sprach dann erlösend ab. „Das liebe Forsthaus, und gerade zum Frühling, wie wunderbar muß es dann dort sein! Aber nur des Daniels wegen,“ sagte sie schalkhaft hinzu.

Und Eberhard nickte mit erzwungenem Ernst: „Nur des Daniels wegen!“

Den Wetter Fritz nahm die Familie nie recht ernst. Daran war eigentlich nur Tante Minchen schuld, aber diesen, ihren Einzigen, seit dem frühen Tode ihres Mannes, unablöslich mochte. Man kennt sie nicht anders, als: ein Fritz sich forgend, nun ihm und seinen vermeintlichen Leiden die Mittel unterhalten. Diese Mittel wußte beschränkt sich zum Glück hauptsächlich auf den engen oder weiten Familienkreis. Und der nahm Tante Minchen und den „armen Fritz“ hin, wie sie nun einmal waren.

Die Brüder und Weibern zumal hatten niemals daran gedacht, mit Fritz irgendwelche Familienangelegenheiten bis in die tiefsten Tiefen ihrer tapferen Knabenseelen hinein noch von damals her, als dieser — dieser — es gab gar keinen Ausdruck für solch wunderbares Benehmen — dieser Fritz alljährlich von seiner ängstlichen Mutter in die Schule gebracht und wieder abgeholt wurde. Und das alles in einem Alter, wo jeder richtige Junge weibliche Angehörige am liebsten verleugnet und es zum mindesten vermeidet, bei zufälligen Begegnungen Grüße mit ihnen auszutauschen. Solche „unwürdigen“ Vorgänge untergruben ein für allemal Fritzens Ansehen bei dem jüngeren Teil der Familie, und sogar die ältere Generation zeigte sich nicht ganz frei von diesem Vorurteil.

Tante Minchen genigte allerdings der Anteil noch nicht, den sie auf

diesem Wege an Fritzens Bildungsgang nahm: Am liebsten würde sie auch allen Schulfunden beiseitegehen haben, und mehr noch als diese löste sie die dazwischenliegenden Pausen Beschlüssen in ihr aus: „Jungen können sich raufen“ war ihre ständige Furcht, und mein Junge ist nicht wie die andern“ wies sie jeder etwaigen Einwand gegen ihre Beforgnis zurück. Wenn Tante Minchen nur der schrecklichen Möglichkeiten gedachte, daß ihrem Jungen etwas begeben könnten, so zog sich ihr rundes, rosiges Gesicht in tiefe Krummerfalten, mit denen es dann aus Haar einem verschumpelten Borsdorfer Hiesel glück, der das Frühjahr noch erlebt hatte.

Eigentlich konnte sich Tante Minchen solcher Sorgen entziehen: die mütterliche Angst und mehr noch ihre häßliche Begleitung, hatten so etwas wie einen Schutzwall um den Jungen aufgerichtet, den auch der rauflustigste Mitschüler nicht zu durchbrechen konnte. So nahm man den guten Fritz auch in der Schule nicht für voll, obwohl er als Musterknecht durch alle Klassen ging. Aber auch der Musterknecht vermochte in der Familie keine rechte Freude auszulösen; denn niemand wagte es, ihm selbst dem größten Rückschlag als Beispiel aufzuweisen. — Die Sonderstellung, die ihm seine Mutter aufgezogen, machte wiederum den Knaben nicht eben liebenswürdig. Da niemand ihn suchte, trug er eine hochmütige Ueberlegenheit zur Schau, die selbst von seinen Jahren abfiel. Kurz: Tante Minchen und Fritz konnte man alles eher, denn angenehme Familienmitglieder nennen. Wo es anging, suchte man sie zu umgehen. Niemand empfand nämlich das Bedürfnis, von Fritzens „Eigigen und allen früheren Krankheits zu hören, mit denen Tante Minchen jede gefällige Veranstaltung zu singen, da war es Eva, die ihn an das einst so verhaßte Bild erinnerte: „Rotbaorig ist mein Schatzgeld.“ Ja, sie wollte sein rotbaoriges Schatzgeld sein und heißen. Rot und Grün vertrauen sich jetzt, nun wußte sie es ganz genau!

Und am zweiten Feiertag kam ein Glückswort von Daniel Franz. Der alte Herr war froh und zufrieden über die Verlobung. Von ganzem Herzen bog er, als Vorwunder, seine Zustimmung.

„Nun dürft ihr schon meinewegen nicht lange mehr mit der Hochzeit warten, damit ich wieder ein Heim habe, ein gemütliches Heim, wo ich mich wohl fühle,“ schrieb er, und ganz zulezt, flüchtig hingetrigelt: „Alice und meine Frau sind in diesem Jahre nicht einmal zu Weihnachten nach Hause gekommen. Ernst ist nach Berlin gefahren, um dort das Fest mit ihnen zu verbringen.“

Das sagte alles. Tränen des Mitgeföhls standen in Ewas Augen, und sie schlang die Arme um Eberhards Hals. „Der arme Daniel! Aber er soll wirklich eine Heimat bei uns finden, nicht wahr?“

„Natürlich, und darum müssen wir auch seinen Wunsch erfüllen. Was meinst du, Ewden, wenn wir zu Beginn des Frühjahrs unsere Hochzeit feiern und, anstatt eine Hochzeitsreise zu machen, uns in das alte Forsthaus vergrübeln?“

„Ach ja!“ jubelte Eva und sprach dann erlösend ab. „Das liebe Forsthaus, und gerade zum Frühling, wie wunderbar muß es dann dort sein! Aber nur des Daniels wegen,“ sagte sie schalkhaft hinzu.

zur, daß Tante Minchen nicht in Genf war, und damit mußten wir uns begnügen.

Die ersten Schlachten waren geschlagen. Es waren erregten, und wieder wollten sie die Jungen, als Tante Minchen eines Morgens in unserer Schimmer wollte, wo wir noch ungegert in den letzten Schlachtberichten schwelgen. Das war nicht mehr das runde, rosiges Lächeln, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so wie immer wieder unterbrechend, rohte Tante Minchen diese Kriegswunden vor uns auf. Das heißt ihre Geschichte, in dessen Einleitung wir die Schreie einander abließen. Es dauerte lange, bis wir mühen, was sie so traurig verändert: Fritz war weg, im Krieg — niemand wußte, wo. Von wem und durch welche Wege, so